Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 2 Bromberg, den 3. Januar 1925.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(26. Fortsetzung.)

Man bestätigte mir, daß die Länge des projektierten Tunnels fast 1400 Kilometer betragen wird, eine Entfernung, die derjenigen von Berlin bis Sizilien gleichkommt. Meine Ansicht, daß hierzu Jahrzehnte nötig seien, begegnete fröhlichem Lächeln. Herr Nagel, der erste Direktor der Kompanie, hat eine besondere Eisbohrmaschine erfunden. Ihr Kopf besteht aus einem mächtigen, stets glühenden Eisenkranze, der einen Durchmesser von drei Meter aufweist. Dieser Kopf frißt sich bei schneller Rotation in das rasch schmelzende Eis hinein. In der Mitte bleibt ähnlich wie bei dem Kern einer Bohrmaschine ein runder Eiskegel stehen, der von Zeit zu Zeit abgebrochen und nach rückwärts entfernt wird. Dadurch schafft man ziemlich rasch ein kreisrundes Tunnelloch.

Man beabsichtigt, von mehreren Stellen aus gleichzeitig zu arbeiten. Natürlich müssen diese weit voneinander entfernten Stationen zuvor eingerichtet und mit Starkstrom aus der Zentrale in Petrolea versorgt werden.

Nun komme ich zu einem der genialsten Gedanken dieses Unternehmens. Man will in den Tunnels keine Eisenbahnschienen legen, sondern die Anlage nach dem Prinzip der Berliner Rohrpost pneumatisch betreiben. Die eisglatten Tunnelwände, die dann allerdings ständig unter Gefriertemperatur zu halten sind, bieten die Möglichkeit, einen geschoßartig konstruierten Wagen mit einer Geschwindigkeit von 250 bis 300 Kilometer die Stunde durch Luftdruck vorwärts zu treiben. Sollte die Druckluft auf größeren Entfernungen wegen der Porosität des Eises versagen, dann ist eine elektrische Fortbewegung vorgesehen, welche die Fahrzeuge in schlittenartiger Weise vorwärtstreibt. Auch hierbei hofft man große Geschwindigkeiten zu erreichen.

Ich hatte bereits Gelegenheit ein probemäßig angelegtes Tunnelstück von etwa einem Kilometer Länge in einem pneumatischen Wagen zu befahren. Das Anfahren und Bremsen geschah so plötzlich, daß man sich festhalten mußte. Die Fahrt selber verlief ohne Erschütterungen und dauerte insgesamt 50 Sekunden.

Eine Beschreibung des Maschinenhauses, der Funkenstation und sonstiger Anlagen erübrigt sich, weil sie nichts Bemerkenswertes aufweisen. Ich möchte nur eine kurze Beschreibung der sonst noch geplanten Anlagen machen.

Der Erbohrung der ersten kleineren Ölquellen sollen im Laufe des Winters weitere folgen, die von weit größerer Ergiebigkeit sind. Gleichzeitig mit dem Bau des Tunnels erfolgt die Legung des Hochspannungskabels zunächst bis Keenan-Land, der äußersten Spitze Nova Thules, Alaska gegenüber und etwa 300 Kilometer vom Kap Barrow entfernt. Von hier beginnt die weit schwierigste Arbeit: das Legen des Unterseekabels über diese große Entfernung in einem nur selten eisfreien Meere. Ein bereits in Rußland im Bau begriffener starker Kabeldampfer wird im nächsten Jahre in Begleitung von zwei der größten Eisbrecher mit dieser Arbeit beginnen.

Zu gleicher Zeit erfolgt der Bau der Hochspannungsleitung in Alaska, zunächst bis Nome, der Hauptstadt des Landes, und dann an der Küste entlang nach Süden mit einer Abzweigung nach Kanada und einer nach den Vereinigten Staaten. Der Ölreichtum von Petrolea ist so unermeßlich, daß man nach Aufstellung genügender Rohölmotoren und Dynamos den halben Kontinent von Nordamerika mit elektrischer Kraft zu versorgen hofft.

Ein bisher noch nie in diesem Maße versuchtes Problem bildet die Kraftübertragung einer Energiemenge von vielen Millionen von Pferdekräften auf derartige ungeheure Entfernungen. Doch Herr Nagel versichert, daß die eigenartige Konstruktion seines Hochspannungskabels diesen Anforderungen gewachsen sei."

(Weitere Artikel folgen.)

Heller Sonnenschein weckte Linda in ihrer Kabine. Sie fuhr auf und blickte erschrocken nach der Uhr. Drei Uhr morgens. Das konnte doch nicht stimmen! Um diese Zeit war es Anfang August noch stockfinster. Da erinnerte sie sich, daß das Flugzeug unterdessen bereits in der Nähe des Poles angelangt war, wo der halbjährige Tag noch etwa sieben Wochen lang dauerte. Beruhigt legte sie sich aufs neue nieder und schlief sanft geschaukelt unter dem leichten Vibrieren des großen Vogels wieder ein.

Einige Stunden später klopfte es an der Tür, und Stratoff rief:

„Linda, wach auf! Es ist sieben Uhr. Um halb neun sind wir in Platinia."

„Ich komme bald," tönte es hell zurück. „Laß in einer halben Stunde den Tee anrichten!"

Stratoff saß bereits am gedeckten Frühstückstisch vor dem summenden elektrischen Samowar, als seine Frau eintrat.

„Diesmal ich die Fahrt zum Pol etwas bequemer und vor allen Dingen ungefährlicher als die unserige im vergangenen Jahre," meinte er.

„Und alles verdanken wir nur dem Genie von Nagel und Sanders!" sagte Linda. „Ich möchte es ihnen wirklich gönnen, daß ihr Herzenswunsch in Erfüllung ginge und Nova Thule eine deutsche Kolonie würde, die den Ausgangspunkt für die Gesundung ihres Vaterlandes bedeutete."

Stratoff rückte etwas unruhig hin und her. Dann erwiderte er:

„Selbst die Schätze Nova Thules würden Deutschland nichts helfen. Wieder aufrichten kann es sich nur durch eigene Kraft. Und dazu gehört in erster Linie intensivste Arbeit und sparsamste Wirtschaft."

Der Stewart meldete, daß Platinia in Sicht sei.

„Schade, daß Sanders in Petrolea ist!" meinte Stratoff. „Ich hätte den Herrn Präsidenten gern gesprochen."

Linda schwieg. Nicht umsonst hatte sie gerade jetzt auf der Fahrt nach Platinia bestanden. Noch vermochte sie nicht dem Manne gegenüberzutreten, der sich von ihr verraten glaubte. Sie trat ans Kabinenfenster und blickte nach unten, wo ein bunter Komplex kleiner Holzhäuschen in grünender Talsenke erschien.

Wenige Minuten später erfolgte die glatte Landung hinter den Windschirmen des Flugplatzes. Als sie ausstiegen, wurden sie von Nagel aufs herzlichste begrüßt.

„Sie treffen in einem lebhaften Augenblick ein", sagte er zu Stratoff. „Unser Beobachter auf dem Turmmaste der Funkenstation meldet soeben das Herannahen zweier Flugzeuge, und zwar des einen aus südlicher Richtung, also aus Petrolea her, eines zweiten aus Richtung Grönland. Es kann sich bei dem letzteren nur um ein verirrtes Fahrzeug aus Archangelsk handeln. Ich befahl, beide Flugzeuge telephonisch anzurufen."

Nagel war an einen Sprechapparat getreten und hatte einige Worte gewechselt. Jetzt wandte er sich wieder seinen Gästen zu und sagte:

„Das erste Flugzeug hat sich als 27 B gemeldet. Es dient dem Präsidenten zu besonderen Fahrten und bringt Herrn Sanders zurück. Das zweite dagegen reagiert weder auf telephonischen Anruf noch auf Funkspruch. Der Beobachter glaubt in seinem starken Fernglase die Konturen eines ihm unbekannten Modells zu erblicken. So seltsam es daher erscheint, so müssen wir doch wohl mit unangemeldetem Besuch aus Europa rechnen.“

„Das wäre höchst interessant!“ rief Linda.

„Besonders da jedem fremden Luftfahrzeug die Landung verboten ist!“ meinte Stratoff.

Wenige Minuten später glitt das Regierungsflugzeug zur Erde, und Sanders betrat eilig die Landungsbrücke. Zunächst hatte er nur Augen für Nagel, dem er sofort zurief:

„Wer ist jener fremde Flieger?“

Das zweite Flugzeug war nämlich unterdessen auch herangekommen und kreiste in mäßiger Höhe über Platinia.

„Wir wissen es nicht“, sagte Nagel. „Auf Anrufe antwortet es nicht.“

Jetzt erst erblickte Sanders Linda und Stratoff. Der unerwartete Zwischenfall mit dem fremden Flieger gab ihm mehr Haltung, als er sich bei dem ersten Wiedersehen zugetraut hatte. Raschen Schrittes ging er der tief erblaßten Linda entgegen.

„Willkommen, Frau Stratoff“, sagte er äußerlich völlig unbefangen und küßte die ihm dargereichte Hand. Dann wandte er sich an Stratoff. „Ihre überraschende Ankunft wird Sie gleich zum Zeugen einer kleinen Staatsaktion machen. Verzeihen Sie daher, wenn ich mich zunächst den Geschäften widme.“

Der fremde Flieger ging in Spiralen herunter und schien sich einen Landungsplatz außerhalb des Flughafens zu suchen.

Alle Anwesenden einschließlich des Personals des Flughafens und einiger Angestellten der Kompagnie beobachteten neugierig das Verhalten des Fremden. Jetzt ging er etwa 200 Meter hinter der Halle zu Boden.

„Es ist ein französischer Militärflieger“, sagte ein Ingenieur. „Ich kenne den Typ.“

Durch ein Tor begaben sich alle ins Freie. Hier wehte ein scharfer Wind, der der Besatzung des fremden Fliegers große Mühe machte, ihren Apparat zu verankern.

Endlich hatten sie ihre Arbeit vollendet, und eine Gruppe von sechs Männern näherte sich langsam. Es war ein französischer Offizier und fünf Soldaten.

Als sie dicht herangekommen waren, trat Sanders ihnen drei Schritte entgegen. Der Offizier grüßte militärisch und sagte auf französisch. er sei gekommen, um sich die neue Niederlassung anzusehen.

„Hier wird Deutsch gesprochen“, sagte Sanders kurz.

„Ich bitte um einen Dolmetscher“, entgegnete der Franzose.

„Hilf ihnen“, bat Linda ihren Mann.

Stratoff fragte auf französisch:

„Sie sind gewiß mit Ihrem Fahrzeug hierher verschlagen worden?“

„Nein, mein Herr. Wir landeten mit voller Absicht.“

„Aber das Betreten dieses Landes ist ohne Erlaubnis verboten.“

„Wir kommen auf Befehl der Regierung Frankreichs. Frankreich hat die Regierung dieses Landes nicht anerkannt. Wir befinden uns daher hier auf herrenlosem Gebiet, in welchem jeder tun und lassen kann, was ihm beliebt.“

„Vorausgesetzt, daß wir ihn nicht daran hindern“, fiel Sanders auf französisch ein, da er sich nicht mehr zu beherrschen vermochte.

„Sie werden es nicht wagen, gegen ein Franzosen etwas zu unternehmen“, rief der junge Offizier rasch. „Und somit fordere ich Sie feierlichst auf, mein Herr, uns zunächst eine genaue Besichtigung Ihrer Anlagen zu gestatten. Sodann bitten wir, unseren etwas gering gewordenen Benzinvorrat, natürlich gegen Bezahlung, ergänzen zu dürfen.“

„Ich gestatte weder das eine noch das andere.“

„Dann zwingen Sie uns, Gewalt anzuwenden“, drohte der Franzose.

Sanders gab Nagel einen Wink. Dieser zog eine Steuermannspfeife hervor und ließ den bekannten langen Triller ertönen. Gleich darauf eilten fünfzehn Männer aus dem Tore des Lufthafens herbei und nahmen dicht hinter Nagel Aufstellung. Jeder trug einen Karabiner umgehängt, Patronentaschen am Gürtel und an der Pelzmütze einen Tuchstreifen mit der Inschrift „Nordland-Kompagnie“.

Beim Herannahen der bewaffneten Männer machten die Franzosen sich schußfertig.

„Hüten Sie sich, uns auf einem freien Territorium irgendwie zu belästigen“, schrie der Franzose. „Frankreichs unerbittliche Rache wäre Ihnen gewiß.“

„Lassen Sie es nicht zum Äußersten kommen“, bat Linda auf deutsch und blickte Sanders flehend an.

Dieser verzog keine Miene, aber sein Inneres verhärtete sich um so mehr.

„Nähertreten“, befahl er der Schutzwache. Dann postierte er sie mit kurzem Wink im Halbkreise vor den Franzosen „Fertig zum Feuern.“

Die Karabiner flogen von den Schultern. Die Sicherungen wurden herumgelegt. Das brachte das heiße Blut des Franzosen zur Wallung.

„Ich will doch mal sehen, wer mich anzufassen wagt“, sagte er und schritt direkt auf den Führer der Abteilung los. „Mach Platz“, schrie er diesen an.

Als der drahtige frühere Unteroffizier sich nicht rührte, stieß er ihn kraftvoll zur Seite. Doch schon packte ihn ein anderer Sicherheitsmann am Arm. Da fuhr der behende Franzose giftig herum und schlug ihn mit geballter Faust ins Gesicht. Der Deutsche taumelte, und das Blut schoß ihm aus der Nase. Sofort wollte er sich auf seinen Gegner stürzen, aber Nagel hielt ihn zurück, während gleichzeitig der Franzose durch sechs starke Männerarme an weiteren Tätlichkeiten gehindert wurde. Zugleich schrie Sanders den französischen Soldaten drohend zu:

„Wer nur eine Bewegung macht, wird erschossen.“

Die Soldaten blickten fragend auf ihren Offizier. Einen Augenblick besann er sich. Dann wandte er sich lächelnd an Sanders:

„Ich danke Ihnen sehr, mein Herr. Sie haben den von uns erwünschten Zwischenfall geschaffen. Jetzt werden Sie auch die Folgen tragen.“

„Entwaffnet sie“, befahl Sanders kurz.

Ruhig gaben die Franzosen die Gewehre ab.

„Und nun zu Ihnen, Herr Offizier“, sagte Sanders. „Zwiefach vergingen Sie sich gegen unsere Gesetze. Zunächst landeten Sie hier ohne Erlaubnis. Sodann beleidigten Sie einen meiner Beamten. Für beide Delikte bestrafe ich Sie in meiner Eigenschaft als frei erwählter selbständiger Präsident dieses Landes mit 1000 Goldfrank Buße.“

„Ich erkenne die Strafe nicht an.“

„Darauf verzichten wir gern und verlangen nur die sofortige Bezahlung. Im Weigerungsfalle wird Ihnen eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten zuerteilt.“

„Und was geschieht mit meinen Leuten?“

„Die bringen wir als lästige Ausländer auf dem nächsten Wege an die Landesgrenze. Da sie aber dort verhungern würden, lasse ich Gnade vor Recht ergehen und die Mannschaft nach Archangelsk befördern. Ihr Flugzeug wird als Kriegsmaterial beschlagnahmt.“

„Ich protestiere.“

„Ihr Protest ist gehört, wird aber an der Tatsache nichts ändern.“

„Ich weiche der Gewalt“, sagte der Franzose.

Dann befahl er dem Unteroffizier, zum Flugzeug zu gehen und das geforderte Geld zu holen. Finster starrte er vor sich hin.

Als der Unteroffizier gegangen war, sagte Sanders in völlig verändertem Tone:

„So, mein verehrter, tapferer Herr Offizier. Nachdem wir nunmehr unsere Differenzen zur gegenseitigen Zufriedenheit beigelegt haben, bitte ich Sie, ein kleines Frühstück bei uns einzunehmen, wie es die hiesigen Verhältnisse gestatten. Auch für Ihre Leute soll ausreichend gesorgt werden. In zwei Stunden fährt das Flugzeug nach Archangelsk.“

(Fortsetzung folgt.)

Vegetarische Ehe.

Von Arkadij Awertschenko.

„Was ist denn das für eine merkwürdige Flüssigkeit?“ fragte der junge Ehemann, den Suppenteller von sich schiebend. „Flüssigkeit?“ versetzte die kleine Frau gekränkt, „das schmeckt doch wunderschön, das ist doch Heusuppe. Sie hat kolossalen Nährwert. Und was das beim Wirtschaftsgeld ausmacht! 95 Prozent Ersparnis bei der Suppe allein. Überhaupt, für die Landbevölkerung ist das ein unersetzlicher Nahrungsbestandteil.“ „So, so, für die Landbevölkerung“, meinte der Herr des Hauses, vorsichtig mit dem Löffel umrührend. „Wir müssen doch dem Volke ein Beispiel geben!“ Er seufzte tief auf und fragte: „Was gibt's denn als zweiten Gang?“ „Beefsteak aus gebratenen Kohlstrünken und dazu als Salat Kartoffelschalen in Essig. Dann als süße Speise Mohrrübenkompott. Ich verwöhne dich nicht schlecht! Was?“ „Zu lieb von dir.“ „Weißt du denn auch, wie viel das Mittagessen heute kostet? Fünfzig Heller pro Person. Und das beste an meinem neuen System ist noch: Du wirst dir den Magen nie überladen.“ „Was wahr ist, ist wahr“, mußte

er zugeben, wobei er gleich zwei gebratene Kohlstrünke in den Mund steckte.

Am nächsten Morgen kam er in die Küche. „Was gibt's heute zu Mittag?“ „Frische Grassuppe, dann junge Hühner aus gerösteten Kohlstrünken und Zuspeise aus Hanfextrakt.“ Während des Mittagessens ließ der junge Ehemann den Kopf hängen, sprach kein Wort und seufzte nur manchmal tief auf. „Was hast du denn? Du müßtest doch so ein leichtes Gefühl haben?“ „O, wie leicht!“ „Du hast dir wohl im Büro den Magen mit etwas Überflüssigem überladen? Gesteh's nur!“

Der junge Mann geriet in Verwirrung und begann mit dem Finger heftige Striche über den Tellerrand zu ziehen. „Ich habe ... nur ein bißchen ... ich hab' heut' nachts etwas Seegras aus der Matratze gezupft und aufgegessen.“ „Bist du wahnsinnig? Seegras kostet das Pfund einige Kronen und er veranstaltet Gelage damit! Bitte, tu' so was nicht wieder. Jetzt ist bald Weihnachten, dann können wir uns etwas erlauben, vielleicht Würstchen aus Seegras, oder Spanferkel aus Eichenlaub. Aber bis dahin ...“

*

„Liebster“, begann sie am nächsten Morgen, „warum kaufst du dir eigentlich Krawatten? Sie liegen doch schwer im Magen.“ „In welchem Magen?“ „Nicht doch, ich meine, sie drücken am Halse. Es ist doch viel besser, ich zeichne dir eine mit Tinte aufs Hemd. Denk' nur, wie billig ...“ „Eine gute Idee“, nickte er, „bei der Gelegenheit fällt mir ein, ich hab' gelesen, daß Zeitungspapier so warm hält. Ich hab' mir für dich ein Kleid aus Zeitungspapier ausgedacht. Ein Kleid sag' ich dir! Drei Kronen.“ „Das kann aber doch nicht elegant sein!“ „Elegant? Wozu elegant? Denk' doch, was die Landbevölkerung sparen wird, wenn sie anfängt, sich in Zeitungspapier zu kleiden.“ „Ja, was gehen uns die Bauern an?“ „Das Beispiel, liebes Kind, wir müssen ein Beispiel geben! Ich kann dir schon ein ganzes Programm machen. Aus den Morgenblättern kriegst du ein Hauskleid, aus den Mittagszeitungen ein fesches Straßenkostüm und aus den Abendblättern ein Gesellschaftskleid.“

Die junge Frau schwieg. Aber beim Abendessen (Suppe aus abgebrannten Streichhölzern und Fischfilets aus Walnußpelle) verzog sie das Gesichtchen und in der Nacht weinte sie.

*

„Ausgezeichnet“, lobte er am nächsten Tag, und drehte sie an den Ellenbogen herum. „Die Zeitungen stehen dir blendend. Und was ich spare, wenn ich sie gleich an dir lese! Komm' her, wo steht bei dir das Feuilleton?“ Abends, im Bett fiel ihm noch ein: „In der Speisekammer müssen noch leere Konservenbüchsen sein. Du hast doch so kleine Füße. Da brauchst du keine Schuhe zu kaufen.“

Im Einschlafen hörte er sie schluchzen.

*

Als der junge Ehegatte am nächsten Tag zum Mittagessen kam, sah er auf dem Tische des Speisezimmers, was er erwartet hatte: eine aromatische, dampfende Suppe, ein knusperiges Kotelett, eine Flasche Wein und unter der Serviette verschämt eine Schachtel Zigaretten.

Die Erzählung eines illegalen Whisky-Händlers.

Von E. Granville Geiringer.

New York, Ende September.

Ich bin Detail-Branntweinhändler in New York City. Seit zwei Jahren bin ich in diesem Geschäft, das gegen unsere Gesetze verstößt. In dieser Zeit habe ich mich in allen Zweigen des Gewerbes umgesehen, mich aber schließlich auf das Detailgeschäft beschränkt. Ich mache keine Millionen. Hundert bis zweihundert Dollars: das ist mein Wochenverdienst. Meine Ware kaufe ich von einem Kerl, der an der richtigen Stelle sitzt. Meine Abnehmer bestehen aus ungefähr 125 Geschäftsleuten und Restaurateuren, deren Namen, Adressen und Telephonnummern mein ganzes Kapital bilden. In meinem Geschäft gibt es natürlich auch gewisse Gefahren, doch bei weitem nicht so viele, wie sie die Grossisten und Whiskyschmuggler zu fürchten haben. — Wenn ich einen Auftrag bekomme, rufe ich meinen Grossisten an. Im Verlaufe einer halben Stunde kommt sein Agent im Taxi vorgefahren und bringt mir das kostbare Naß. Ich bezahle ihm den Engrospreis, nehme seinen Platz im Taxi ein und habe nun nichts anderes zu tun, als die heikle Ware unbeschädigt an meine Kunden abzuliefern und das Geld einzukassieren. Mein Reingewinn ist klein. Er beläuft sich augenblicklich auf etwa fünf Dollar pro Kiste. Vor einem Jahr warf eine Kiste noch zehn bis fünfzehn Dollars für den Detaillisten ab.

In New York sind die schottischen Whiskysorten (Johnnie Walker, Black u. White, Haig u. Haig) die beliebtesten. Es handelt sich meistens um Originalpackungen, wie sie aus den englischen Brennereien kommen, da sonst die Gefahr einer Nachahmung und Vergiftung zu groß ist. Ich liefere die Kiste zu 58 bis 62 Dollars franko Haus. Wenn ich die Ware im Taxicab „zustreife“, kostet jede Kiste um einen Dollar mehr.

Der Whisky kommt mit dem Dampfschiff aus englischen Häfen nach einem Punkte, der noch weit von der amerikanischen Küste entfernt ist. Dort wird er auf unsere Schiffe, d. h. die Boote der „Rumflotte“ umgeladen, und Fischerboote oder blitzschnelle Motorbarkassen bringen den „Stoff“ ans Land. Augenblicklich machen zwei kleine Fischerdörfer einen Warenumsatz, wie sich ihn so mancher Hafen an der atlantischen Küste wünschen würde. Einer dieser Orte ist auf Long Island, der andere an der Jersey bei Sandy Hook. Der ganze Alkoholkonsum New Yorks hängt augenblicklich von diesen zwei Nestern ab. Wenn die Schnapspolizisten von diesen „Umschlagplätzen“ erfahren, wird sich der Preis für „Scotch“ mit einemmal verdoppeln und die Ware rar werden, bis sich ein neues Loch in der „Chinesischen Mauer“ findet. Denn „Lagerware“ gibt es jetzt nur wenig in New York. — Manchmal ist es ein vertracktes Geschäft. Die Konkurrenz ist groß, und wenn die Schnüffler der Regierung den englischen Schmugglern nicht gelegentlich eine Schiffsladung Alkohol ins Meer schütten oder konfiszieren und so den Bedarf steigern würden, wäre unser Geschäft nicht der Mühe wert. Manchmal treibt der Sturm einige Kisten nach Coney Island oder South Beach, und dann kann man die Leute in Schwimmhosen betrunken einhertorkeln sehen.

Außerhalb der „Zwölf-Meilen-Zone“ kostet die Kiste „Scotch“ 35 Dollars im Detail und 28 Dollars en gros. Jeder, der das Geld hat, auch der Prohibitionskommissär, kann schottischen Whisky da draußen um diesen Vorkriegspreis kaufen, ohne mit dem Gesetze in Konflikt zu geraten. Mit dem Hereinbringen ist es eine andere Sache. Wenn man sein eigenes Boot hat, kann man die „süße Last“ selber an den Strand rudern. Wenn man kein Boot hat, mietet man eins. Es gibt Fischerboote, deren Netze seit Monaten nicht naß geworden sind; Schnapsschmuggel ist einträglicher. Sie landen die Ware auf Gefahr des Auftraggebers, (offiziell wissen sie nicht, was in den Kisten ist) an einem beliebigen Küstenpunkte für 2½ bis 3 Dollars pro Kiste. Meine Erfahrungen haben gezeigt, daß es am besten ist, sich mit einem Nutzen von acht Dollars zu begnügen und den Whisky vom Grossisten zu kaufen.

Es gibt auf Long Island in einem Umkreis einer Quadratmeile mehr Sheriffs, als Flöhe in einem Weiberspital. Jeder zweite Mann trägt im Futter seines Rockes die Plakette der Prohibitionspolizei. So ein Blechschild zu tragen, muß eine große Ehre sein. Ein Kontrollor hat nichts zu tun und bekommt hierfür auch nichts gezahlt. Aber die Blechplatte glänzt ebenso wie die der allerhöchsten Polizeiorgane New Yorks. Kommt man mit einer Ladung von Long Island oder Jersey nach Manhatten, muß man eine der Brücken oder Fähren benützen, und da gibt es Schwärme von Polizisten in Uniform und in Zivil. Sie dirigieren den Verkehr, spähen nach gestohlenen Automobilen aus oder suchen irgendeinen durchgebrannten Kassier. Sie finden aber immer noch genug Zeit, um nach unserer Konterbande Ausschau zu halten. Genau so wie das übrige Publikum, hat auch die Polizei phantastische Vorstellungen von dem Profit eines Whiskyhändlers. Viele von ihnen sind mit Geld loszuwerden. Wenn sie eines unserer Autos anhalten und Schnaps darin finden, so verlangen sie erst unerhörte Summen, um sich schließlich mit dem Preise eines Hutes für ihre Frau oder eines Paares Schuhe für ihr Kind zufriedenzugeben. Beharren sie aber auf ihrer ersten Forderung, dann ist es oft besser, ihnen die ganze Ladung zu schenken. Dann führen sie gewöhnlich die Komödie einer Konfiskation auf, um den Whisky nach unserer Abfahrt unseren Kollegen zu verkaufen. Dies geschieht durch frühere Gefangene, die den unehrlichen Polizisten als Agenten dienen. Einer dieser Kerle bot mir eines Nachmittags denselben Schnaps an, der mir am Vormittag desselben Tages polizeilich „konfisziert“ worden war.

Ist man einmal hinter der eigentlichen Gefahrzone — d. h. jenseits der Brücke oder Fähre — angelangt, so hat man nur noch damit zu rechnen, daß einer oder der andere Verkehrspolizist das Auto anhält, um sich zu vergewissern, ob darin außer Benzin nicht auch Alkohol vorhanden ist. Und dies ist auch eine der Gefahren, die mich dazu bestimmt haten, lieber teueren Whisky durch einen Zwischenhändler zu kaufen, als einen verhältnismäßig viel billigeren mit Lebensgefahr vom Fischerboote zu übernehmen, wenn im letzteren Falle mein Verdienst auch größer wäre. Eine Fahrt von Great South Bay, als ich noch Grossist war, bleibt mir un-

vergessen. Dreimal wurde ich von den Hütern des Gesetzes angehalten, bevor ich die Silhouette der Wolkenkratzer Manhattans zu sehen bekam und erleichtert aufatmete. Als ich mich schon ganz in Sicherheit wähnte, lief ich einem Geheimen in die Arme. Der Schuft nahm mir das Auto, die Ladung und alles andere. Seither kam Schlag auf Schlag. Im vorigen Juni schien es, als ob sich meine Kunden plötzlich das Trinken abgewöhnt hätten. Da hatten die Fabrikanten der sogenannten „Soft Drinks“ (alkoholfreien Getränke) etwas von vergifteten Schnäpsen in die Zeitungen lanciert. Nun hatten die Detaillisten ein großes Lager, keine Abnehmer, und die Preise fielen stündlich. Die Henne, die die goldenen Eier legte, lebte noch, aber sie legte nicht mehr.

Doch was vermögen Zeitungen gegen den Durst des whiskytrinkenden Amerikaners? Die Leute erkannten bald den Trick der Sodawasserfabrikanten und jeder entschuldigte sich vor seinem Trinker-Ich, daß er den Whiskyfeinden auf den Leim gegangen war. Nun hieß es, die Konjunktur ausnützen. Die Spitzen unserer Branche setzten sich direkt mit den britischen Destillerien in Verbindung. Die waren glücklich, wenigstens einen Teil ihres für immer verloren geglaubten Absatzgebietes zurückzuerobern, aber da das Geschäft kein sauberes war, verlangten sie ihr Geld im voraus. Also taten wir uns zusammen und eröffneten ein Konto bei einer großen Londoner Bank. Dafür bekamen wir den Whisky bis zum Liverpooler Dock geliefert. Dort wurden Kisten auf unsere Schiffe verladen und es ging weiter wie vorher. Natürlich wußte die New Yorker Polizei durch ihre Spitzel in England, wieviel wir hinüber brachten. Auch wir wußten, daß sie es wußte und rechneten damit. Wir kannten die Schwächen der Polizei, wußten ihre Aufmerksamkeit abzulenken und die Bestechlichkeit unter ihnen zu entdecken. Wir machten mehrere Dutzend frischer Wachleute, die auch einem guten Tropfen nicht abhold waren, zu unseren Vertrauten. Ich muß noch heute lachen, wenn ich mich erinnere, wie an einem Sommermorgen um vier Uhr die ganze Absperrungskette von Policemen am Strande herumtorkelte. Ich lieferte an diesem Tage allein fünfhundert Kisten ab.

In Anbetracht der erwiesenen Tatsache, daß seit der Einführung der Prohibitionsgesetze in der Stadt New York mehr Whisky getrunken wird als je zuvor, kann ich nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß uns der Himmel ein trockenes Amerika noch recht lange erhalten möge.

Die dummen Bestien.

Von Eberhard v. Weittenhiller.

Der Hühnerhund und die Angorakatze, von Jugend aneinander gewöhnt, waren ein Herz und eine Seele. Auch der Harzer Kanari durfte sich zuweilen auf den Rücken des Hundes setzen, was allerdings die Katze in eifersüchtiger Anwandlung nicht gern sah. Im ganzen und großen boten alle drei ein Bild der Sanftmut und des Friedens. Eines Tages aber reizte ein wilder Trieb den Besitzer der Tiere zu dem Versuche, den Hund auf die Katze zu hetzen. Er wollte nämlich feststellen, ob ihm dies überhaupt gelänge, und wie sich gegebenenfalls die beiden Tiere dazu verhielten. — —

Die Katze stellte den Buckel auf und sträubte das Fell. Der Hund blickte vorerst seinen Besitzer fragend an. Aber mit der Zeit kam er doch in eine arge Erregung und fletschte die Zähne ingrimmig gegen seine ehemalige Freundin. Und immer wilder gebärdete er sich, immer wütender klang sein Knurren. Schon wollte er nach der Katze schnappen — da ertönte die Wohnungsklingel.

Der Herr, der einen wichtigen Brief erwartete, stürzte, die Zimmertür offen lassend hinaus, der Hund ihm nach. —

Als beide wiederkehrten, stürmte der Hund in höchster Aufregung vor ihm ins Zimmer — — und biß die Katze tot.

Da aber erfaßte den Tierbesitzer eine furchtbare Wut. Er ergriff einen Stuhl, um aus Empörung über den Mord der wertvollen Katze den wertvollen Hund zu erschlagen. Im Augenblick aber ließ er den Stuhl wieder sinken, denn er hatte im Maul der toten Katze die Leiche seines wertvollen Kanarienvogels entdeckt. Mit einem Satze stürzte er hin, doch der Hund verstand ihn falsch und biß ihn ins Bein.

„Dumme Bestien!“ brüllte der Mensch und ließ sich erschöpft in den Stuhl nieder. Der Hund aber blinzelte ihn von der Seite an, als wollte er sagen: „Na — und du? —“

Bunte Chronik

* **Robert Johannes und „Tante Malchen“.** Eine Lieblingsfigur, die bei keinem Vortragsabend des kürzlich verstorbenen, auch in Bromberg seinerzeit sehr bekannten und beliebten ostpreußischen Vortragskünstlers Robert Johannes fehlen durfte, war „Tante Malchen“. Er gab diese ehrwürdige Matrone „im Kostüm“, d. h., sein Kopf zeigte den für jene älteren Damen der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts charakteristischen Scheitel, und wer's nicht wüßte, der hätte an der „Echtheit“ der Tante sicherlich nicht gezweifelt. In Berlin setzte Johannes mit seiner „Tante Malchen“ zahllose Male die Lachmuskeln der Zuhörerschaft, gleichviel, ob diese „Astpreußen“ waren oder nicht, in Bewegung. Der Künstler bekam auch zahlreiche Briefchen von zarter und von — anderer Hand, in denen er bestürmt wurde, er möchte doch nicht die „Tante“ am nächsten Vortragsabend vergessen. Einmal ereignete es sich aber, daß er einen weniger schmeichelhaften Brief bekam. Es meldete sich nämlich eine Königsbergerin namens Amalie Kallweit, die sich bei Johannes über seinen „Spottvortrag“ bitter beklagte. Sie lebe schon Jahrzehnte in Berlin, kleide sich aber trotzdem in der bescheidenen ostpreußischen Art und heiße in der Familie nicht anders als „Tante Malchen“. Wenn er, Johannes, es nicht unterließe, sie zu hänseln, werde sie in seiner nächsten Veranstaltung persönlich eingreifen. Die gekränkte Seele hatte wohl eine andere Antwort erwartet, als sie erhielt. Der große Rezitator schrieb ihr, es liege ihm weltenfern, sie zu kränken, aber sie möchte sich vom Besuch des nächsten Abends nicht abhalten lassen. Er schicke ihr darum eine Dienstkarte zu und freue sich schon darauf, sie kennen zu lernen. Die zweite „Tante Malchen“ erschien auch wirklich, und Johannes bat sie, ihre Beschwerde nach seinem Vortrage anzubringen, damit alles hübsch parlamentarisch zugehe. Nach dem mit riesigem Beifall aufgenommenen Vortrage geleitete der Künstler persönlich die resolute Königsbergerin zum Vortragspult, und nun hielt diese eine Verteidigungsrede für die guten alten Tanten Ostpreußens. Das Publikum glaubte, dahinter stecke ein anderer ostpreußischer Rezitator und wälzte sich vor Lachen. Die „echte“ Tante Malchen war aber von der Wirkung ihrer Gegenrede gar nicht begeistert. Sie verließ empört den Saal und ließ sich nie wieder in einem Johannes-Abend sehen. „Tante Malchen“ von Johannes' Gnaden zeigte sich noch jahrelang und unzählige Male vor dem begeisterten Publikum.

*

* **Der Höhlenmensch mit dem Bankkonto.** Daß man nicht unrecht tut, wenn man das Treiben mancher mitleiderregend aussehender Bettler als „gewerbsmäßig“ bezeichnet, beweist ein Vorfall, der sich kürzlich in Neuyork zutrug. In einer leeren Baustelle im Stadtteil Bronx hauste ein langhaariger kleiner Mann in ärmlicher Kleidung. Er war in der ganzen Gegend nur als der Einsiedler bekannt. Als nun neulich in einer stürmischen Herbstnacht das Wetter gar zu ungemütlich war, veranlaßten einige Nachbarn einen Polizisten, für den Emeriten zu sorgen. Der nahm den Zerlumpten mit zur Wache, wo er tiefes Mitleid erregte. Man begann schon für ihn zu sammeln, als es plötzlich einem Beamten, der weniger zartfühlend veranlagt war, einfiel, die Taschen des Höhlenmenschen zu untersuchen. Da fand man nun nicht weniger als 326 Dollar, zwei Bankbücher und verschiedene Besitzbriefe über Bauplätze. Er wurde daraufhin einem der in Neuyork auch nachts amtierenden Richter vorgeführt. Dieser sandte den Höhlenmenschen mit dem Bankkonto auf sechs Monate in das Arbeitshaus.

*

* **Bier in fester Form.** Wie die Zeitungen von Kopenhagen berichten, ist es einer dänischen Gesellschaft gelungen, **Bier in fester Form herzustellen, das sie unter** dem Namen „Hopsbier“ in Form von Briketts in den Handel bringen. Die **aus Hopfen und Malz gepreßten Briketts** werden nur in Wasser aufgelöst, gekocht und müssen dann in gewöhnlicher Zimmertemperatur einige Stunden gähren, worauf sie gebrauchsfertig sind. Das Bier soll ähnlich dem Märzenbier schmecken und erfrischend wirken. Solche Bierbriketts gibt es für hell und dunkel und für ein porterähnliches Bier. Sie kosten pro Stück vier dänische Kronen. Es wird hervorgehoben, daß sich das Bier in Flaschen abgefüllt sehr gut halte.

*

* **Der frankierte Passagier.** Ein Behördemitglied von San Francisco wollte einen kürzlich Neuyork verlassenden Dampfer noch erreichen und benützte zu diesem Zwecke ein Postflugzeug, das den Verkehr zwischen San Francisco und Neuyork besorgt. Da die Postflugzeuge sonst keine Passagiere befördern dürfen, mußte der Passagier die richtiggehende Posttaxe entrichten, so daß er die hübsche Summe von 683 Dollars als „Frankatur“ für sich selbst auslegen mußte.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.